

Nr. 150. | Bydgoszcz / Bromberg, 6. Juli | 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(26. Fortsetzung.) ———

„Aber verstehen Sie nicht, Lilian — natürlich ist der Schutz ausreichend, aber . . .“ Er brach hilflos und verwirrt ab.

Lilian änderte plötzlich ihren Ton. Ihre Stimme wurde weich und schmiegsam, von einer geheimen Wehmut erfüllt. „Haben Sie ein paar Minuten Zeit für mich, Lawson?“

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Die Leuchtziffern zeigten genau zehn Uhr. „Nicht sehr lange. Eine knappe Viertelstunde.“

„Das wird genügen.“

Er folgte ihr in ihr Abteil. Das Bett war schon gerichtet und Lilian setzte sich auf den Rand, während er stehend neben der Tür verharrte. Das Mädchen zündete sich eine Zigarette an und hielt ihm ihr Etui hin. Er schüttelte dankend den Kopf.

Sie blies ein paar Ringe spielerisch vor sich hin, aber sie schwieg.

„Nun?“ fragte er nach einer kleinen Weile, als sie keine Anstalten machte, zu sprechen.

Er sah, wie sie sich gewaltsam zusammenriß. Ein kleines verlegenes Lächeln glitt über ihr Gesicht. Sie hob den Kopf und sagte: „Ich weiß selber nicht so recht, wie ich dazu komme, Sie plötzlich zu dem Vertrauten meiner Gefühle zu machen, Lawson, aber ich bitte Sie um einen Freundschaftsdienst.“

Er nickte nur. Ihre Stimme klang seltsam ernst und fremd und so unbekannt erwachsen. „Sehen Sie“, murmelte Lilian, „ich habe Dehli verlassen ohne irgend jemand Bescheid zu sagen. Man wird sich vielleicht um mich Sorgen machen, und dann sollen Sie es aufklären.“

„Das können Sie doch morgen, wenn nicht noch heute nacht, selbst besorgen.“

„Nein“, sagte das Mädchen und bewegte heftig ablehnend den schönen Kopf, „eben das kann ich nicht. Ganz einfach, weil ich nicht mehr die Gelegenheit dazu haben werde. Verstehen Sie?“

„Wie sollte ich?“

Sie seufzte leicht. „Ich werde eben nicht zurückkehren, ich werde, vorausgesetzt, daß alles so glatt abläuft wie Sie es annehmen und wir alle wünschen, nicht in Hoshangabad aussteigen, sondern fahrplanmäßig mit dem Expreß nach Bombay durchfahren, in Bombay ins Taj-Mahal-Hotel gehen, meine Sachen packen und das nächste Schiff nach England nehmen.“

Lawson schüttelte den Kopf.

„Lilian, ich verstehe Sie nicht.“

„Sie werden Eric sagen, daß es mir leid tut, daß ich ihn nicht heiraten kann, und daß er mir nicht böse sein soll.“

„Warum sagen Sie es ihm nicht selber?“

„Weil ich dann vielleicht nicht die Kraft hätte . . . die übrigen Folgen daraus zu ziehen.“

„Ich habe immer gewußt, daß Sie im Grund Lambertz lieben.“

„Wirklich?“ fragte sie mit dem schwachen Versuch zu scherzen. „Dann wußten Sie mehr als ich. Denn ich bin mir erst in diesen letzten Stunden über meine Gefühle klar geworden. Ja, Sie haben recht, gottlob ist es noch nicht zu spät. Ach, wenn ich nur früher . . .“

Zu seinem Entsetzen gewahrte er, daß sie weinte.

„Lilian!“

„Lassen Sie nur. Ich weiß, ich benehme mich dumm und lächerlich, aber Sie verstehen mich, nicht wahr, und werden meine Botschaft ausrichten?“

„Wenn Sie es wünschen, gewiß. Ich werde mit Eric sprechen. Lambertz allerdings werden Sie es selber sagen müssen.“

„Zu spät. Der Weg ist verbaut“, flüsterte das Mädchen und lehnte sich tiefer in die Kissen zurück. „Sonst wäre die ganze Lage vielleicht gar nicht so schwer. Das ist ja auch der Grund, warum ich gehe, mich heimflüchte, um Lambertz nicht zu zwingen, Dinge zu sagen und zu tun, die inzwischen für ihn längst überholt sein müssen.“

Er verstand sie. „Ich füge mich Ihrer Bitte.“

„Ich danke Ihnen, Philipp.“

Schon im Begriff hinauszugehen, wandte er sich noch einmal um. „Nur zur Vorsicht, erschrecken Sie nicht. Haben Sie eigentlich eine Waffe bei sich?“

„Nein.“

Er reichte ihr die kleinere seiner zwei geladenen Pistolen.

„Nur für alle Fälle.“

„Gewiß.“

„Gute Nacht, Lilian.“

„Leben Sie wohl, Philipp.“

Die Tür schloß sich. Lilian aber blieb auf dem Bettrand sitzen, die geladene Pistole neben sich; halb lächelnd, halb spöttisch betrachtete sie das kleine braune Ding. Wie hatte Lawson gesagt? „Nur für alle Fälle.“

*

Der Boden war uneben und mit stachligen Pflanzen aller Art bewachsen. Lambertz, die Zähne so hart und fest in die Unterlippe eingegraben, daß sie zu bluten anfing, kroch auf allen Vieren über die dunkle Erde. Neben ihm keuchte Schönlein. Arnstruthers, der sich mit übermächtiger Anstrengung zusammengerafft hatte, leuchtete mit der elektrischen Taschenlaterne die sie aus der Hütte des Aufsehers mitgenommen hatten. Sonst hatten sie dort nicht gefunden als Zerstörung: die Telephon- und Telegraphenstation zerschlagen, die Drähte abgeschnitten.

„Wenn“, sagte Arnstruthers, „wenn sie eine Höllenmaschine stationiert haben, dann müssen sich die Verbindungsdrähte zu dem Teufelsapparat in allernächster Nähe befinden, denn ohne elektrischen Anschluß könnten sie sie nicht in Gang setzen, und wo sonst . . .“

„Finden, sie nur noch zur Zeit finden!“ stammelte Lambertz und schob mit wundgerissenen Händen, Erde, Laub und Zweige zur Seite.

Finden, die Drähte finden, zerschneiden, unschädlich machen, bevor der Zug mit 90 Kilometern Geschwindigkeit in sein Verderben brauste.

Schweigend, stöhnend arbeiteten die Männer. Nur hin und wieder hoben sie die Köpfe und lauschten. Ein heftiger Sturm schien jeden Ton zu verschlingen.

„Der Teufel", fluchte Schönlein, „wenn wir nur den Laufwagen hätten, längst wären wir in Navigabad und hätten den Zug aufhalten können. Hast du gesehen, das Schwein ist in der Richtung auf Hoshangabad gefahren."

Er schob ein kneifzangenähnliches Gerät zwischen die Zähne und bewegte sich langsam tastend vorwärts. Wo waren diese tödlichen Drähte? Wo? Arnstruthers Annahme, daß sie sich nicht weit von der Hütte befinden konnten, hatte viel für sich. Aber die Zeit war so unerbittlich kurz! Verzweifelt zählte Lambertz die Sekunden laut murmelnd vor sich hin. Philipp, die anderen . . . sie mußten gerettet werden!

Gott, seit er ein kleiner Junge war, hatte er nicht mehr gebetet, jetzt aber entrang sich seinem gemarterten Herzen ein Stoßgebet.

Vater im Himmel, der du bist . . .

Aber es schien, als habe Gott und Schicksal den Untergang beschlossen.

Nichts! Nichts! Nichts!

Steine, loses Geröll, ein paar sich schnell bewegende aufgeschreckte Eidechsen, aber keine Spur der Drähte.

„Horch", flüsterte Lambertz, atemlos vor Spannung und Entsetzen und legte das Ohr auf den Boden. Deutlich spürte er ein leises Zittern.

„Der Zug um aller Heiligen willen."

Jetzt hörten auch die anderen das dumpfe, immer näher kommende Rollen. Sie wagten es nicht, sich anzusehen, da plötzlich sprang Lambertz auf, und ehe die anderen beiden schreckerstarrten Männer Zeit und Worte fanden, Fragen an ihn zu richten, war er vor ihren Blicken in der Dunkelheit verschwunden. Dann plötzlich sahen sie ihn im Schein der Lichter an den Geleisen auftauchen.

Und sie wußten beide, daß der Kamerad bereit war, sein Leben einzusetzen, um den Zug aufzuhalten.

„Gebe Gott, daß es ihm gelingt", war alles, was Arnstruthers sagte. Schönlein hätte in diesem Augenblick den kaltblütigen großen Mann ermorden können. Natürlich war es besser, ein Leben ging zugrunde, als das von Hunderten, aber dieses Leben hieß Martin Lambertz, sein bester Freund, bedeutete so viel, wenn nicht alles für ihn. Wenn schon einer sich opfern sollte, dann . . .

„Halt!" unterbrach ihn Arnstruthers Ausruf im hellsten Kommandoton. „Hiergeblieben, Schönlein. Wo wollen Sie denn hin? Genügt es nicht, daß einer da ist? Unsere Pflicht ist weiterzusuchen, einerlei, was fünfzig Meter von uns entfernt geschehen mag. Vielleicht haben wir noch im letzten Augenblick Erfolg."

Er selber konnte sich, von Blutverlust geschwächt, nur noch mühsam auf den Beinen halten, aber er war Soldat und kannte seine Pflicht. Schönlein, dem unwillkürlich die Tränen in die Augen schossen, fügte sich.

Lambertz aber rannte mit keuchenden Lungen die Geleise entlang über die Brücke hin.

Der Delhi-Expreß mußte aufgehalten werden, bevor er über die Brücke fuhr, mußte unter allen Umständen zum Stehen gebracht werden! Wenn er nur noch die Kurve erreichte, wo der Zug seine Geschwindigkeit verlangsamen mußte, wenn er nur noch zur Zeit kam!!!

Zu spät! Schon blinkten in entsetzlicher, blendender Helligkeit die Scheinwerfer der Lokomotive, die aus dem Wald kommend, die Kurve durchfuhr, vor ihm auf. Alles war sinnlos; sinnlos, in die fahrenden Räder hineinzulaufen. Stehenbleiben! Und so blieb Lambertz stehen, auf dem letzten Viertel der Brücke und warf die Arme in die Luft und schrie.

Schrie unter Aufbietung aller Kräfte, obwohl es ihm grausam klar war, daß sein Rufen im Lärm der Räder die ihn in den nächsten Sekunden zermalmen mußten, unterging.

In diesem Augenblick gewahrte ihn der Lokomotivführer. Aber vergeblich versuchte er zu bremsen

Und in derselben Minute schrie Schönlein wie ein Besessener auf und beugte sich vor und setzte Scheren und Messer in Bewegung.

„Geschafft", flüsterte Arnstruthers, seine Stimme war ohne Ton, „im letzten Augenblick geschafft."

Und dann, wie auf ein Kommando, drehten sich beide um und starrten auf die Brücke, die jetzt in blendender Helligkeit, von den großen Scheinwerfern überstrahlt, vor ihnen lag. Und ihre Herzen hörten auf zu schlagen und ihr Atem stand ihnen still und sie waren keines Gedankens und keiner Handlung fähig.

Da lief Lambertz, rückwärts stolpernd und unsicher, noch immer verzweifelt mit beiden Armen winkend, aber der Zug holte ihn ein, mußte ihn einholen.

Ein Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hatte, entrang sich Schönleins trockener Kehle, er sah den Freund sich seitwärts werfen, schon schien er in die Tiefe, in den Fluß, der von Krokodilen wimmelte, zu stürzen, da gelang es ihm, mitten im Fallen mit einer Hand eine der kleinen eisernen Verstrebungen, die die Schwellen des Gleises hielten, zu fassen. So hing er über dem Abgrund und donnernd jagte der Zug nur wenige Zentimeter von seiner Hand entfernt, die sich mit allem Lebenswillen, mit aller Kraft an den letzten notdürftigen Halt klammerte, an ihm vorbei. Aber unter dem schweren Gewicht der rollenden Wagen begann der Bahnkörper zu zittern und für eine schreckliche Sekunde sahen die beiden Männer den schwankenden Körper ihres Kameraden als eine klare Silhouette zwischen den Brückenbogen hängen, den Halt verlieren und vierzig Fuß tief herabstürzen.

„Das wird", sagte im Zug der Bremser, „einer von diesen Kerlen gewesen sein. Nicht schade um ihn."

*

Mit stark herabgeminderter Geschwindigkeit lief der Zug in Hoshangabad ein, wo Lawson Arnstruthers, Lambertz und Schönlein erwartete.

„Die Herren haben sich um zehn Uhr nach Navigabad begeben", meldete der Stationsvorsteher. „Der eine von ihnen sollte verabredungsgemäß dort zu Ihnen in den Zug steigen, die anderen beiden wollten Sie hier erwarten, aber ein Streckenwärter brachte den Laufwagen, mit dem sie die letzten Meilen stündlich abgefahren hatten, zurück und bestellte, sie würden alle drei in Navigabad einsteigen. Deswegen sagte ich auf Ihren Anruf, es sei alles in Ordnung.

„Da muß etwas nicht stimmen", murmelte Lawson irritiert, „denn in Navigabad habe ich vergebens gewartet. Wo ist der Mann, der diese Mitteilung überbracht hat?"

Es stellte sich heraus, daß er nicht da war, daß niemand ihn gesehen hatte, daß er verschwunden war, scheinbar zu seinem Posten zurückgekehrt sein mußte.

„Sahib", sagte da eine Stimme, „ich bin die Ablösung für Posten einhundertelf. Mir war, als hätte ich vor zehn Minuten in der Richtung Navigabad Schüsse gehört."

Jetzt erstattete auch der Lokomotivführer Meldung:

„Ja, er hätte etwas Auffälliges gesehen. Einen Mann auf der Brücke, bei dem ihm nicht klar gewesen sei, ob er sich auf der Flucht befände oder Selbstmord begehen wollte. Er hätte vergebens zu bremsen versucht.

„Alle Mann heraus!" befahl Lawson seiner Truppe. „Der Zug bleibt hier unter der Bahnhofsbewachung stehen, bis wir zurückgekehrt sind. Mir nach."

Plötzlich hörte er Lilians verzweifelte Stimme neben sich: „Wo sind sie?"

„Das werden wir gleich wissen."

Ohne weitere Worte zu verlieren, machte das Mädchen Anstalten, sich ihm anzuschließen, aber er faßte sie mit sanfter Gewalt an den Schultern.

„Gehen Sie zurück, Lilian. Warten Sie im Zug oder auf dem Bahnsteig. Ich verspreche, Ihnen sofort Bescheid zukommen zu lassen, aber bei einem eventuellen Gefecht möchte ich Sie nicht dabei haben."

Und diesmal gehorchte das Mädchen ohne Widerspruch und drehte sich um. Sie hörte Lawsons helle Kommandostimme, sah sie abmarschieren, dann sah sie nichts mehr von ihnen. Mit zusammengebissenen Zähnen ging sie zurück.

(Schluß folgt.)

Glück in Gera.

Skizze von Ernst Stimmel.

Das Ansehen des ersten Napoleon hatte durch den ruhmlosen Feldzug nach Spanien eine böse Schlappe erlitten. Die wetterwendischen Pariser, die ihrem Kaiser zugejubelt hatten, solange Fortuna ihm wohlgesinnt war, begannen in einer für ihn wenig schmeichelhaften Weise aufmerksam zu werden. Begreiflich, daß ihm alles daran lag, diese Anteilnahme für sein politisches Geschick auf harmlosere Dinge zu lenken.

So kam ihm denn die zufällige Anwesenheit der damals schon bekannten italienischen Sängerin Catalani in Paris sehr gelegen. Er ließ sie zu einer Audienz in die Tulerien bescheiden. Zitternd erschien die Sängerin vor dem „Virtuosen im Europäischen Konzert". Denn wenn sie schon über gewaltige Stimmittel verfügte, gegen den Donner seiner Kanonen kam sie nicht auf.

„Wohin wollen Sie gehen, Madame?" fragte der Kaiser.

„Wohin mich die Kunst ruft", erwiderte die Catalani.

„So bleiben Sie in Paris! — Nirgends in der Welt finden Sie ein Publikum, das Ihre Kunst besser zu würdigen weiß als in Paris. Ich werde Sie gut bezahlen lassen, Sie erhalten jährlich hunderttausend Frank und zwei Monate Urlaub. — Ihr Glück ist gemacht. Adieu, Madame."

Die Gefeierte wagte nicht zu widersprechen und verließ mehr tot als lebendig die Tulerien, in denen ihr der Kaiser der Franzosen das Glück huldvollst zu Füßen gelegt hatte. Allein sie verstand dieses Glück nicht zu schätzen. Sie vermeinte, des Kaisers Kanonengebrüll übertönen zu müssen — und traf damit unbewußt das Richtige.

So verließ sie Frankreich mit Hilfe ergebener Freunde ohne Paß und gelangte unerkannt auf heimlichen Wegen über die Schweiz nach Deutschland.

Ängstlich mied sie die großen Heerstraßen und Städte, denn des Kaisers Arm reichte immer noch weit. Schließlich gelangte sie auf ihrer etwas ziel- und planlosen Reise ins Thüringische nach Gera, einem Städtchen, dessen Name ihr damals zum erstenmal zu Ohren kam. — Um so verwunderter war sie, im Vorraum ihres Gasthofes einen Konzertzettel angeheftet zu finden.

Nun mochte sie es wohl reizen, zu hören, was für Musik man in einer kleinen deutschen Stadt machen könne. Sie ließ sich — obwohl müde und durchgerüttelt von der langen Postfahrt — augenblicklich zum Konzertsaal bringen.

Die Darbietung hatte bereits begonnen, und das Erstaunen der Zugereisten wuchs, eine beachtliche Musik und eine kunstverständige Zuhörerschaft vorzufinden. — Allmählich überkam Madame Catalani das Gelüst, ihr eigenes Können in dieser ungewohnten Umgebung zu erproben.

In der Pause ließ sie sich dem Konzertmeister als eine italienische Kaufmannsfrau vorstellen, die sich in ihren Mußestunde des Sanges befleißige. Sie wäre nicht abgeneigt, ein Musikstück zum besten zu geben, sofern er ihr und seinem Orchester zutraue, daß es ohne Probe gehe.

Der Konzertmeister lächelte verschmitzt in die ihm dargereichte Partitur hinein. Es war kein Meisterwerk und so abgespielt wie damals etwa „der liebe Augustin". Singstimme und Instrumentierung waren gleich leer und ohne Erfindung. Der alte Musikus, trotz seiner Jahre ein Schalk, gab seine Zustimmung.

Als sich die Fremde unbeholfen und verlegen an den Flügel stellte, reckte das Publikum belustigt und neugierig die Hälse. Mit zerquetschter Stimme, an falscher Stelle atemholend, als sei sie zu knapp mit der Luft, begann die Catalani so ungeschickt, daß alsbald vereinzeltes Zischen vernehmbar wurde. Desgleichen schien vielleicht gut genug, um auf Jahrmärkten aufzutreten und billige Münze auf einem Blechteller einzusammeln, keinesfalls könne es aber auf den Beifall einer kunstgebildeten Gesellschaft Anspruch erheben.

Es kam die Variation. Sie gelang zwar etwas besser, aber immerhin setzte die Sängerin einen Triller auf den unrechten Ton. Der Konzertmeister konnte es nicht unterlassen, die Lächerlichkeit der Entgleisung zu unterstreichen, indem er geschwind mit heraufgezogenen Schultern dem Ton auf den Tasten nachfuhr, als müsse er den Triller auf dem rechten Fleck haben. Die Zuhörer gingen lachend auf diesen Spaß ein, während die Sängerin — sich verlegen räuspernd — zur zweiten Variation ansetzte. Aber was war das?

Statt der zerquetschten Stimme entfaltete sich eine Stimme, die den kleinen Konzertsal mit ihrer gewaltigen Kraft schier zu zersprengen drohte. Das Ohr der Zuhörer erfüllte sich mit nie geahntem Wohlklang. — Aber noch sang die Fremde nur stark und ohne Biegsamkeit, gleichsam als ströme die Stimme aus einem fühllosen Marmorbild.

Indes war längst jede Unruhe im Saal verschwunden. Die nun folgende Variation wurde zu einer unerhörten Offenbarung einer musikalischen Seele. Sie schien, von innerer Bewegung getrieben, aus ihren Ufern zu treten, über Täler und Höhen, über Dämme und Gräben, stufenweise sich selbst überspringend — so ging's in Passagen mit nachtwandlerischer Sicherheit. Dann, als erwache die Stimme aus einem süßen Traum zu schmerzvoller Wirklichkeit, verfiel sie in Abgründe der Schwermut und strömte ihre Klage aus. Am Ende verklang sie in einem verhauchenden Seufzer.

Noch verharrten die Hörer in stummer Verzückung. Aber da nun die Fremde — gleichsam wie ein Vogel Phönix aus der Asche emporsteigend — ihre Stimme zu einem Siegesjubel erhob, als wollte sie ihrer früheren Mutlosigkeit spotten, da sie noch einmal alles, was an Schönheit und Kunstfertigkeit in ihr war, hinausgeschmettert hatte, da brach stürmischer Jubel aus: „Catalani! Signora Catalani!" Minutenlang dröhnte der Beifall.

Als die Catalani lächelnd und grüßend mit ihrem Begleiter verschwand, neigten die Musiker ihre Instrumente gegen sie wie Trophäen.

Der Mann, der hungern mußte.

Eine tragikomische Geschichte von Peter Steffan.

Ich machte die Bekanntschaft des beklagenswerten Herrn John Fitzroy Sevenoaks an einem schönen Londoner Sommerabend. Es war gegen elf Uhr. Die Theater des Westend beendeten gerade die Abendvorstellungen. So waren die Straßen belebt von Damen in Abendkleidern und Herren im Frack, die gemächlich einherbummelten, um in irgend einem der vielen Gaststätten noch zu Abend zu essen.

Weil ich mich in London nicht allzu gut auskannte und es auch nicht eilig hatte, ließ ich mich vom allgemeinen Strom mittreiben. Im Strand fiel mir ein Lokal an der anderen Straßenseite auf, das sich sichtlicher Beliebtheit erfreute.

Ein Mann fiel mir sofort auf. Er stand vor dem Gasthaus und schaute mit einem solchen Blick hungriger Begierde in das hell erleuchtete Schaufenster, daß er einem leid tun mußte. In der Tat waren auch die Leckerbissen, die da ausgestellt waren, so anziehend, daß mir das Wasser im Mund zusammenlief. Wenn man den Mann ansah und dann das gebratene Hühnchen im Vordergrund des Schaufensters, merkte man erst, wie hungrig man war und daß man einfach keinen Augenblick länger mit dem Essen warten konnte.

Ich machte es also wie eben ein anderer Herr vor mir: ich drückte dem Mann einen Schilling in die Hand nud betrat die Gaststätte. Mit dem beruhigten Gefühl, daß die zwei Schillinge ausreichen würden, um dem Mann vor dem Schaufenster eine ordentliche Mahlzeit zu erlauben, setzte ich mich zu meinem Hühnchen nieder. Das Essen war ausgezeichnet und der Wein vorzüglich.

Da ich noch eine Verabredung mit einem Freund hatte, verließ ich das Lokal bald wieder. Mein erster Blick, als ich durch die Drehtür hinaustrat, fiel auf den Mann mit dem hungrigen Gesicht. Er stand noch immer da und starrte mit dem gleichen begierigen Ausdruck auf das Hühnchen hinter der Scheibe.

Ich ging zu ihm hin. „Verzeihen Sie", sagte ich, „Sie sind hungrig?"

Er drehte sich um und warf mir einen melancholischen Blick zu. „Ja", antwortete er, „das kann ich wohl sagen."

„Darf ich Ihnen aus einer Verlegenheit helfen, die gewiß nur vorübergehend ist?" fuhr ich fort und griff ein wenig in die Tasche. Der abgetragene Anzug und das hungrige Gesicht redeten zwar eine deutliche Sprache, aber der Mann sprach ohne einen Anflug von Dialekt und hielt sich wie ein Gentleman.

Statt aller Antwort griff der Angeredete seinerseits in die Tasche und holte eine Hand voll Silbermünzen hervor.

„Aber wie kommt es dann, daß Sie hungrig sind?" fragte ich ihn verwirrt. „Gehört das Geld nicht Ihnen?"

„Doch", erwiderte er seufzend, „aber kommen Sie, wir wollen diesen schrecklichen Platz verlassen!"

Wir gingen langsam die Straße hinunter. Ich bot ihm eine Zigarette an, die er schweigend, doch mit einer höflichen Verbeugung, annahm.

„Ich war früher ein ziemlich bekannter Artist, „begann er dann, während er erleichtert den Rauch seiner Zigarette einzog. „Fitzroy Sevenoaks, Trapezakt, vielleicht haben Sie davon gehört. — Vor anderthalb Jahren hatte ich einen Unfall, ich stürzte vom Trapez, und mit meiner Laufbahn war es aus. Ich konnte auch sonst keine Arbeit mehr annehmen; der Schock, den ich damals davontrug, hat meine Nerven ruiniert. Ich erhielt wohl Arbeit, aber alle paar Wochen bekam ich eine Art nervösen Anfall und blieb dann für einige Tage völlig arbeitsunfähig. So verlor ich eine Anstellung nach der andern und kam immer mehr herunter.

Im letzten Jahr stand ich dann eines Abends vor jenem Gasthaus. Ich hatte seit zwei Tagen nichts gegessen. Sie können sich denken, wie ich die Dinge ansah, die da im Schaufenster ausgestellt waren. Es war die Zeit, da die Theater schließen. Es gingen viele Menschen da vorbei, und plötzlich hielt mir einer ein Geldstück hin. Ich war so verblüfft, daß ich es annahm. So habe ich das erste Mal gebettelt.

Nun, um eine lange Geschichte kurz zu machen, es erwies sich als recht einträglich, vor jenem Schaufenster zu stehen. Es scheint, daß mein Hunger die Leute ansteckt. Von denen, die stehen blieben, um mir Geld zu geben, gingen die meisten in das Gasthaus, das damals noch unbekannt war und dann einen beträchtlichen Aufschwung nahm. Der Besitzer, der mich beobachtet hatte, verpflichtete mich gegen Zahlung von einem halben Pfund täglich, abends nach Theaterschluß vor seinem Schaufenster zu stehen und hungrig auf die Auslagen zu sehen.

Das ging eine Zeitlang gut, und ich hatte anständig zu leben. Aber je besser es mir ging, desto geringer wurde meine Anziehungskraft. Der Wirt weigerte sich, mich weiter zu bezahlen. Er sagte, ich schaue nicht mehr hungrig, sondern gelangweilt aus. Schließlich schlossen wir einen neuen Vertrag.

Ich bekomme jeden Abend ein Pfund von ihm. Dafür bin ich verpflichtet, mein Gewicht auf 60 Kilogramm zu halten. Das ist für einen Mann meiner Größe keine Kleinigkeit, Herr. Und außerdem darf ich von vier Uhr nachmittags bis halb ein Uhr nachts nichts mehr essen."

Der Mann mit dem hungrigen Gesicht hatte seine Zigarette zu Ende geraucht und trat das Zigarettenende auf dem Pflaster aus. „Ich müßte wohl zufrieden sein", sagte er, „das Lokal geht glänzend. Meine Einnahmen sind regelmäßig und gut. Aber glauben Sie mir, Herr: hungern, wenn man Geld in der Tasche hat, und die Stunde abends vor dem Schaufenster mit Hummern und Austern und Brathühnchen, das ist eine halbe Hölle."

Er winkte einem Taxi, das eben vorüberfuhr. „Ich habe jetzt 800 Pfund gespart", meinte er noch. „Wenn es 3000 sind, ziehe ich mich aufs Land zurück. Ich glaube, ich habe das verdient. — Good night to you, Sir. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir zuzuhören."

Er stieg ein und das Taxi fuhr an. —

Obwohl ich mich noch einige Wochen in London aufhielt, ging ich nicht wieder in das Gasthaus im Strand. Schweren Herzens, denn ich habe selten irgendwo besser gegessen. Aber ich hätte es kaum ertragen können, das hungrige Gesicht des beklagenswerten Herrn Fitzroy Sevenoaks, dieses modernen Tantalus, zu sehen. Hoffentlich hat er inzwischen die 3000 Pfund gespart.

Frohes Wandern.

Ich wandre durch den Wiesengrund
Mit leicht verhalt'nem Schritt;
Die Freude ist mit mir im Bund,
Frau Schönheit wandert mit.
Mein Leid verzehrt der Sonnenschein
Und öffnet meine Brust . . .
Die Winde sind, wie kühler Wein,
Getränkt mit Freud und Lust.
Nach vorn! nach vorn! . . . Die Ferne winkt
Und läßt mir keine Ruh . . .
Das Auge trinkt, die Seele sinkt
Und jubelt: Freund, geh zu!

Oskar Bergien.



Bunte Chronik



Ein Museum, auf Sand errichtet.

Das Institut für Zementforschung in Chikago verfügt über eine fast lückenlose Sammlung aller auf der Erde vorkommenden Sandarten. In über dreitausend viereckigen Glasflaschen ist in einem großen Hause, das eigens errichtet werden mußte, Sand aufgespeichert und wartet auf seine wissenschaftliche Erforschung. Das Material stammt aus allen Gegenden der Erde, aus Innerafrika, den Südseeinseln, der Wüste Gobi und den Polargebieten. Auch die einzelnen Küsten der Ostsee, des Adriatischen Meeres sowie der Goldfelder Australiens, die amerikanische Steppe und der berühmte „Brandenburger Schnee" sind mit ihrem Sand in Chikago vertreten. Die Einteilung der verschiedenen Arten geschieht nach den Fundstellen, so daß einzelne Abteilungen für Fluß-, Dünen- und Wüstensand vorhanden sind. Erst eine solche Zusammenstellung belehrt den Menschen über die außerordentlichen Verschiedenheiten der Farbe und des Materials, die der Sand in den einzelnen Weltteilen besitzt.



Lustige Ecke



Im Zoologischen Garten.



„Sagen Sie mir, Herr Tierwärter, was frißt eigentlich so ein Strauß?"

*

Immer kaufmännisch.

Zu einem schlecht gekleideten Mann, dessen Frau einen großen Aufwand in der Kleidung trieb, sagte ein Freund:

„Aber, mein lieber Bullert, Ihr Anzug sticht doch gar zu sehr gegen den Ihrer Gemahlin ab."

„Ja, lieber Baron, das ist Repräsentation; meine Frau kleidet sich nach dem Journal und ich mich nach dem Hauptbuch!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.